

**HEYNE
HARD
CORE**

Zum Buch

Silvio Contin, Weinhändler in einer venezianischen Kleinstadt, führt ein unbeschwertes Leben mit seiner hübschen Frau und einem kleinen Sohn. Doch eines Tages nehmen zwei Männer bei einem Raubüberfall Frau und Sohn als Geiseln und töten sie kaltblütig. Der Verlust lässt Contin tief fallen, bis ihn 15 Jahre nach der Tragödie ein Gnadengesuch des inhaftierten und mittlerweile schwer kranken Mörders, Raffaello Beggiato, erreicht. Langsam begreift Contin, dass dies die Chance seines Lebens ist: Rache. *Die dunkle Unermesslichkeit des Todes* ist ein Roman von erzählerischer Radikalität und rasender Spannung.

»Carlotto beschreibt diese Gewalt und ihre Auswirkungen auf die psychische Ökonomie der Betroffenen präzise und erschütternd.«

NZZ

»Dramaturgisch grandios installiert, psychologisch packend, von beklemmender Intensität.«

Die Welt

Zum Autor

Massimo Carlotto, geboren 1956 in Padua, ist einer der erfolgreichsten Schriftsteller Italiens. Als Sympathisant der linken Bewegung wurde er in den 1970er-Jahren zu Unrecht wegen Mordes verurteilt. Nach fünfjähriger Flucht und einer Gefängnisstrafe von sechs Jahren wurde er 1993 begnadigt. Er lebt heute in Sardinien

Weitere Informationen zum Autor unter www.massimocarlotto.it

Lieferbarer Titel: *Arvederci Amore, Ciao*

MASSIMO CARLOTTO

**DIE DUNKLE
UNERMESSLICHKEIT
DES TODES**

ROMAN

Aus dem Italienischen
von Hinrich Schmidt-Henkel

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
L'OSCURA IMMENSITÀ DELLA MORTE
erschien 2005 bei Edizioni e/o..



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 02/2010
Copyright © 2004 by Edizioni e/o
Copyright © der deutschen Ausgabe
by J.G.Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart 2008
Copyright © 2010 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2010
Umschlagfoto: © Marc Refior
Umschlaggestaltung: © Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
München - Zürich
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2009

ISBN: 978-3-453-67537-7
www.heyne-hardcore.de

Die Begnadigung ist nicht die Belohnung für ein Geständnis, sondern eine Möglichkeit, Milde walten zu lassen, sofern ein öffentliches Interesse daran besteht, eine bestimmte Strafe auszusetzen. Die Verzeihung durch das Opfer in den Begriff der Begnadigung zu mischen ist demagogische Begriffsverwirrung. Die Begnadigung berührt einzig und allein das Verhältnis des Verurteilten zum Rechtssystem. Das Opfer des Verbrechens hat aus der Verurteilung des Täters alle Genugtuung erfahren, die ihm zusteht.

GIUSEPPE MARIA BERRUTI
Rat am Obersten Gericht,
in *La Repubblica* vom 3. Januar 2003

Manch ein Richter wollte, würde die Wissenschaft ihm das Mittel dazu in die Hand geben, das Leben der Angeklagten um tausend Jahre verlängern, damit diese die tausend Jahre abbüßen könnten, die über sie verhängt wurden. Doch hat das nicht schon Gott getan, indem er die Ewigkeit erschuf, auf dass die Verdammten auf ewig die Qualen der Hölle erleiden mögen?

RAFAEL SÁNCHEZ FERLOSIO

Prolog

1989 – eine Stadt in Nordostitalien.

Der Angeklagte hatte eine geplatzte Lippe, blau geschlagene Augen, zwei Wattebäusche ragten aus der gebrochenen, geschwollenen Nase und zwangen ihn, durch den Mund zu atmen. Die beiden Vollzugsbeamten, die ihn stützten, mussten ihm beim Hinsetzen behilflich sein. Sein Haar war ungekämmt. Der Richter blickte entnervt zum Anwalt, er wollte wissen, ob er die Absicht habe, die Vernehmung vertagen zu lassen. Der Anwalt beruhigte ihn mit einem Schulterzucken. Erleichtert ließ der Richter den Gerichtsschreiber die Personalien der Anwesenden aufnehmen und fragte den Angeklagten, ob er zur Vernehmung bereit sei.

Raffaello Beggiato blickte den Anwalt an, der ihn mit einer schroffen Geste aufforderte zu antworten. »Ja«, brachte er mühevoll heraus. Sein Mund schmerzte, die Bullen hatten ihm mehrere Zähne ausgeschlagen, und er hatte sich die Lippe aufgebissen, als sie seine Hoden quetschten. Aber er hatte kein Bedürfnis, sich zu beklagen. Das alles gehörte eben zur Behandlung eines Verbrechers, der auf frischer Tat ertappt wurde. Wie hart sie ausfiel, hing davon ab, was man verbrochen hatte. Und sein Verbrechen gestattete jedem, der eine Uniform trug,

ihm die Fresse zu polieren. Während er auf dem Revier saß, in dem Raum, wo sie ihn mit Handschellen an einen Stuhl gefesselt hatten, waren Beamte diverser Abteilungen vorbeigekommen, um ihm mit Vergnügen eine reinzuhauen oder ihm ins Gesicht zu spucken. Beggiato hatte sich nicht allzu viel daraus gemacht, das waren schließlich die Spielregeln. Er hoffte nur, dass sie ihn bald in den Bau brachten. Dort würde ihn niemand mehr anrühren, und er könnte sich darauf konzentrieren, einen Ausweg aus der Klemme zu suchen. Vielleicht war der Putzmann der Isolationszellen ja ein alter Bekannter und würde ihm eine Prise Koks beschaffen. Die hätte er brauchen können, um wieder zu Kräften und zur Besinnung zu kommen. Es hatte jedoch niemand nach ihm geschaut, und der Carabinieri, der die Gefängnisapotheke führte, weigerte sich, ihm ein Schmerzmittel zu geben. Vier Stunden lang hatte er auf der Pritsche gelegen, die von der Decke baumelnde Glühbirne angestarrt und gelitten wie ein Hund, während er über die bevorstehende Vernehmung nachdachte. Am Ende war er zu dem Schluss gelangt, dass ihm auch eine ordentliche Nase voll Koks nicht helfen würde, eine Lösung zu finden.

Der Richter schilderte den Fall, doch der Angeklagte hörte ihm nicht zu. Er kannte den Hergang zur Genüge. Er und sein Komplize hatten den Überfall einige Wochen lang vorbereitet. Es schien eine leichte Nummer zu sein. Sie hatten beschlossen, sich gleich zu kleiden, um der Sache einen originellen Touch zu geben; sie kauften zwei Sturmhauben aus dünnem Stoff, wie Motorradfahrer sie tragen, und zwei schwarze Samtanzüge. Die Waffen hatten sie sich schon vor einiger Zeit besorgt und mit ihnen ein paar Postämter und die Kassen von drei

Supermärkten ausgeräumt. Am vereinbarten Tag warteten sie, bis der Juwelier und seine Frau nach der Mittagspause die Panzertür öffneten. Unvermittelt tauchten sie hinter ihnen auf und stießen sie ins Innere des Ladens. Der Juwelier redete den üblichen Scheiß, war aber bald gefügig und öffnete den alten Tresor der Marke Conforti. Drinnen lagen jede Menge Goldschmuck und erstklassige Edelsteine. Neuer und »antiker« Schmuck, so bezeichneten die beiden die Stücke, die zu ihrem schwarz betriebenen Leihhaus gehörten und in den Büchern nie auftauchten. Auf keinen Fall würden sie sie in der Liste der geraubten Preziosen aufführen.

Rund zehn Minuten lang stopften er und sein Komplize die mitgebrachten Taschen voll. Lange genug, dass die Polizei kommen konnte. Die Frau des Juweliers hatte einen Alarmknopf betätigt, von dem sie nichts wussten. Ihr Informant hatte geschworen, es gebe keinen Alarm in dem Laden, doch in Wirklichkeit hatte er das nicht kontrolliert. Man soll sich eben niemals mit unbescholtenen Bürgern einlassen, die gezwungen sind, illegale Wege zu gehen, um ihre Spielschulden begleichen zu können. Die stehen im Leben, als wäre es eine Partie Poker, sie verlassen sich aufs Glück und eine Handvoll Vermutungen.

Sie sahen einander an. »Scheiße, die Bullen«, sagte sein Komplize.

»Scheiße, verfluchte«, sagte er selbst.

Die Beute war das Risiko wert, mit der hätten sie fürs Leben ausgesorgt. Wenn sie nicht völlig zugekokst gewesen wären, hätten sie sich ergeben und so den Schaden begrenzt, jetzt aber kreisten ihre Gedanken gemütlich auf einer Umlaufbahn fern des gesunden Menschenverstands.

Er packte die Frau beim Hals und stieß sie aus dem Laden, die Pistole am Kopf. Sein Komplize schlug den Juwelier mit dem Pistolenknopf nieder und kam hinterher, die Taschen mit dem Schmuck geschultert. Alle schrien los. Sie selbst, die Bullen, ihre Geisel und die Passanten. Sie wussten nicht weiter. Plötzlich kam ein gelber Wagen aus einer Seitenstraße und blieb mitten in der Aufregung stecken, zwischen den Guten und den Bösen.

Das war ihre Chance. Hastig stießen sie die Geisel zu Boden und rissen die Türen des Wagens auf. Am Steuer saß eine Frau mit schreckensverzerrtem Gesicht, auf der Rückbank ein Kind, das seine Mama fragte, was denn los sei.

Sie flohen mit ihren neuen Geiseln. Nur ein paar hundert Meter weiter wurden sie von der Verstärkung blockiert, die die Polizisten gerufen hatten. Er stieg mit dem Kind aus, drohte, es zu erschießen, wenn sie sie nicht vorbeiließen, und als er überzeugt war, dass die Bullen das jedenfalls nicht tun würden, betätigte er den Abzug. Die Kugel trat zwischen Hals und Schulter ein, durchschlug den Körper, trat auf der anderen Seite wieder aus. Das Kind plumpste auf den Asphalt. Für einen Moment übertönte der Schrei der Mutter jedes andere Geräusch.

Die Bullen standen erstarrt da. Sie mussten denken, dass sie es mit einem Anfänger zu tun hatten, der die Spielregeln nicht kannte. Es wäre nicht nötig gewesen, das Kind zu töten; ein bisschen Herumgeschnauze, und sie hätten sie durchgelassen. Sie waren doch nicht in Amerika, wo jeder wegen nichts und wieder nichts losballerte. Sie waren in einem ruhigen Städtchen in Nordostitalien, und der Körper, der jetzt am Boden

lag, war der eines blonden Kindes, das eben aus der Schule gekommen war.

»Jetzt verhandeln sie nicht mehr«, sagte sein Komplize bloß.

Er kannte ihn, er wusste, dass er ihn mit Freude von hinten abknallen würde, doch er brauchte ihn noch zur Flucht.

Sie nutzten die Verblüffung, um weiterzufahren, aber alles war voller Bullen. Die Frau wollte nicht mehr leben. Sie schrie sie an, sie sollten sie auch umbringen. Der Wagen kam ins Schleudern, er war gezwungen, ihr den Wunsch zu erfüllen. Ein Schuss in den Bauch, aus nächster Nähe. In dem Moment bogen sie in eine Sackgasse ein. Das Mäuerchen an ihrem Ende war leicht zu überwinden, schon war sein Komplize auf der anderen Seite. Er warf ihm die Taschen mit der Beute hinterher und verlor so kostbare Zeit. Drei Streifenwagen kamen angerast. Ihm blieb nur die Wahl, sich zu ergeben oder zu sterben. Also warf er die Pistole weg, zog sich die Sturmhaube vom Kopf und ging auf die Knie, die Hände hoch über den Kopf erhoben.

»Die Frau ist vor einer Stunde gestorben. Die Ärzte haben sie nicht retten können. Das Kind war auf der Stelle tot«, teilte ihm der Richter mit.

Beggiatio sagte nichts. Er hatte ohnehin mit dem Tod der Frau gerechnet.

»Sie sind vorbestraft«, fuhr der Richter fort. »Ich brauche Ihnen nicht zu erklären, was das für Sie bedeutet. Wenn Sie ein mildes Urteil wollen, bleibt Ihnen nur eins, nämlich den Namen Ihres Komplizen zu nennen.«

Der Angesprochene spielte sanft mit der Zungenspitze am

Stummel eines ausgeschlagenen Zahns. »Ich habe nicht geschossen.«

»Das tut nichts zur Sache«, antwortete der Richter. »Das Gesetz macht keinen Unterschied zwischen Tätern und Komplizen.«

Beggiato sah den Anwalt an, der mit hingebungsvoller Aufmerksamkeit die Spitzen seiner Schuhe betrachtete. Er musste ganz allein entscheiden, ob er den anderen verraten oder die Strafe auf sich nehmen wollte. Wenn er aussagte, würde das seine Haft verkürzen, andererseits würde er so seinen Anteil an der Beute verlieren, und sein Name würde den guten Klang einbüßen, den er in seinen Kreisen genoss. Nein, er hatte keine Lust, als Verräter dazustehen. Aus dieser Lage würde er nicht so billig davonkommen.

Er beschloss, eine würdige Haltung anzunehmen. Schließlich lebte er schon seit zehn Jahren als Verbrecher. Er zog sich die Wattebäusche aus der Nase, um deutlicher sprechen zu können. »Ich kann den Namen nicht nennen«, sagte er dreist. »Sonst kann ich später meinen Teil der Beute nicht genießen, das wissen Sie so gut wie ich, Herr Richter.«

Der Richter lächelte zufrieden. Beggiato war ein richtiger Idiot. Dieser Satz würde die Richter an der Zivilkammer empören und ihre Rachelust anfeuern. Bevor er weitersprach, versicherte er sich, dass der Schreiber alles wörtlich notiert hatte.

»Sie werden nicht eine Lira der Beute sehen«, sagte er. »Schwerer Raub, Entführung, Doppelmord an einem achtjährigen Kind und seiner Mutter, um sich der Festnahme zu entziehen. Ich beantrage ›lebenslänglich‹, und genau das werden Sie kriegen.«

Der Angeklagte wusste, dass der Richter recht hatte. Er übertrieb nicht einmal. Was hatte er heute nicht an Fehlern gemacht. Der größte war, sich nicht an Ort und Stelle abknallen zu lassen. Er stand auf und verlangte, in die Zelle gebracht zu werden. Alles Reden war jetzt nutzlos.

Als Beggiato draußen war, wandte der Richter sich an den Anwalt. »Bring ihn zum Reden, und ich beantrage dreißig Jahre.«

»Ich versuche es in ein paar Tagen. Jetzt ist ihm mit Vernunft nicht beizukommen.«

»Du willst ihn doch nicht während der Verhandlung zur Aussage überreden, um das Gericht milde zu stimmen?«

»Keine Sorge. Wenn er nicht vorher aussagt, lege ich das Mandat nieder. Wegen dieses Abschaums lasse ich mich nicht von der Presse schlachten.«

Silvano

Es gehörte zu meinen Gewohnheiten an Werktagen, beim Nachhausekommen nachzusehen, ob ich Post hatte. Mein Briefkasten hing als erster in einer Reihe von sechsen, alle aus bronzefarbenem Aluminium, mit gläsernem Kuckfenster und einem vom Hausverwalter mit dem Computer geschriebenen Namensschild. Mir war gleich klar, dass dieser Umschlag, der als Einziger darin lag, ein Brief sein musste. Seit Jahren schrieb mir niemand mehr; nur noch Rechnungen und Werbung lagen dann und wann mal im Kasten. Der Name des Anwalts, der in flatterigen Druckbuchstaben auf dem Umschlag stand, sagte mir nichts. Ich ging in meine Wohnung hoch, legte den Brief auf den Küchentisch, schob das Essen, das ich beim Metzger geholt hatte, in die Mikrowelle und ging mich umziehen. Es war ein anstrengender Tag gewesen. Ich hatte jede Menge neue Absätze angebracht und Schlüssel nachgemacht. So ging es immer zu Monatsanfang. Die Leute hatten ihren Monatslohn in der Tasche und stürmten das Einkaufszentrum. Mein Laden befand sich genau den Kassen des Supermarkts gegenüber, das Schild »Absatz-Blitz«, mit dem ich auf meinen Reparaturservice aufmerksam machte, war nicht zu übersehen. Die Kundschaft ließ

Schuhe oder Schlüssel bei mir und holte sie nach dem Einkauf wieder ab.

Der Timer der Mikrowelle klingelte, das Essen war warm. Ich nahm Käse und einen Karton Wein aus dem Kühlschrank, holte mir Besteck, machte den Fernseher an. Ich zappte die Nachrichten weg und suchte eine interessante Sendung. Bei einem Gewinnspiel blieb ich hängen. Wer die Antworten wusste, konnte eine Menge Geld gewinnen. Der Quizmaster war ein sympathischer Dickwanst, die Kandidatin eine süditalienische Lehrerin, dürr wie ein Nagel und mit einer nervigen nasalen Stimme. Bevor ich die Lasagne gegessen hatte, war sie rausgeflogen. In der Werbepause öffnete ich den Brief. In aller Ruhe putzte ich das Messer an der Papierserviette ab und schob es unter die Lasche des Umschlags.

*Sehr geehrter Signor Contin,
mein Mandant, Signor Raffaello Beggiato, hat mich beauftragt, ein Gnadengesuch zu stellen. Die diesbezüglichen Gesetze verlangen, dass die betroffenen Geschädigten um eine Meinungsäußerung gebeten werden. Beigeschlossen finden Sie einen Brief, in dem mein Mandant Sie bittet, ihm zu verzeihen. Mir ist zwar bewusst, dass dieses neue Kapitel in der juristischen Aufarbeitung Sie auf schmerzliche Weise berühren muss, dennoch bitte ich Sie, den Brief mit menschlicher Anteilnahme zu lesen. Signor Beggiato hat nun über fünfzehn Jahre Haft hinter sich; seit kurzem ist er an einem bösartigen Tumor erkrankt, der kaum Aussicht auf Heilung erlaubt. Mein Mandant hat nur noch einen Wunsch, nämlich sein Leben in Freiheit zu beenden. In der Hoffnung, dass Signor Beggiatos dramatische Situation Sie nicht unberührt lässt und es*

Ihnen möglich sein möge, seiner Bitte zu entsprechen, verbleibe ich mit freundlichen Grüßen,

Avvocato Alfonso De Bastiani

Mir zitterten die Hände. Ich trank einen großen Schluck Wein. Dann ging das Quiz mit einem anderen Kandidaten weiter. Einem Computertechniker aus Viterbo. Auf die Fragen konnte ich mich nicht konzentrieren, doch der Applaus des Publikums zeigte mir, dass er die Antworten erraten hatte. Der Quizmaster nannte den Punktestand, dann kündigte er den nächsten Werbeblock an. Ich nahm das zweite Blatt aus dem Umschlag.

*Sehr geehrter Signor Contin,
gestatten Sie, dass ich mich in einer verzweifelten Lage an Sie wende. Ich habe erfahren, dass ich unheilbar an Krebs erkrankt bin. Mittlerweile habe ich fünfzehn Jahre Haft verbüßt. Ich weiß, in Anbetracht meines fürchterlichen Verbrechens ist das wenig, doch meine Krankheit wird auch meine Strafe beenden. Ich bitte Sie inständig, mir zu verzeihen und mein Gnadengesuch zu befürworten. Mein einziger Wunsch ist es, als freier Mann zu sterben. Mir ist klar, dass ich Sie um Mitleid für den Mann bitte, der Ihnen das Liebste genommen hat, aber Sie sind anders als ich und darum gewiss zu einer noblen Geste imstande.*

Raffaello Beggiato

Das Quiz ging weiter. Die nächste Frage bezog sich auf das Privatleben einer bekannten Sängerin. Einer von denen, nach denen die Teenies ganz verrückt sind. Der Kandidat wurde blass. Seine Sicherheit, sein Lächeln waren verschwunden. Er

wusste die Antwort nicht. Ich nahm die Fernbedienung und machte den Apparat aus.

Dann las ich Beggios Brief noch einmal. Der Mörder, das Dreckstück, der Hurensohn, wollte Mitleid von mir. Ich zerknüllte beide Briefe und warf sie in den Müll. Mitleid war ein Gefühl, das zu einem anderen Leben gehörte, der Zeit, bevor der Tod meine Existenz zerstört hatte. Dass ihn jetzt der Krebs zerfraß, erschien mir nur gerecht. Es war gerecht, dass Beggio bis zum Ende litt. Und zwar im Knast. Umgeben von Schwerverbrechern und Wachmännern, ohne Zuneigung, ohne Trost. Sein Tod würde den Schmerz nicht mindern, der seit fünfzehn Jahren auf meinem Leben lag und unablässig, jeden Tag meine Gedanken und Taten begleitete. Dieser Schmerz pochte wie eine entzündete Wunde, aber er sorgte dafür, dass ich mich lebendig fühlte, er half mir, mich in der dunklen Unermesslichkeit des Todes zurechtzufinden. Die Nachricht vom bevorstehenden Tod des Mörders machte mich neugierig. Wie würde Beggio krepieren? In jenen Jahren hatte ich verschiedene Formen des Sterbens kennengelernt. Manch einer stirbt im Schlaf und bemerkt nichts davon. Manch anderer geht hellwach, aber rasch und plötzlich hinüber, er bemerkt es gerade nur eben. Doch das gilt nur für Erwachsene. Enrico, mein Sohn, war alt genug gewesen, um zu wissen, was der Tod ist, aber zu erschrocken, um zu begreifen, was mit ihm geschah. Er hatte den Schuss gehört und den glutheißen Strahl des Geschosses quer durch seinen Körper gespürt, dann war sein Leben erloschen, nach wenigen Sekunden. So hatte es mir der Gerichtsmediziner gesagt, und als ich ihn fragte, ob mein Sohn Zeit gehabt habe, die Dunkelheit des Todes wahrzuneh-

men, hatte er mir die Hand auf die Schulter gelegt und versucht, mich mit abgegriffenen Worten zu trösten. Aber ich hatte genau gewusst, was ich da fragte. Ich war bei Clara im Krankenhaus gewesen, als sie starb, und sie hatte diese Dunkelheit gesehen.

»Es ist alles so dunkel, Silvano«, hatte sie laut gesagt und mir die Hand gedrückt. »Ich kann nichts mehr sehen. Ich habe Angst, ich habe Angst, hilf mir, es ist so dunkel!«

Dunkel, Angst. Die dunkle Unermesslichkeit des Todes. Mancher stirbt nach langem Totekampf, wie Clara. Das ist die schlimmste Art zu gehen. Mit verzerrtem Gesicht, verkrampften Gliedmaßen. Das war das Ende, das das Schicksal auch für Raffaello Beggionato vorgesehen haben musste, den Mörder.

Ich räumte die Küche auf, dann holte ich die Bilder von Clara und Enrico aus der Schublade. Nicht Erinnerungsfotos an glückliche Momente. Die waren in Kisten vergraben, in denen ich mein früheres Leben verpackt und die ich in einer angemieteten Garage in der Nähe untergebracht hatte. Die einzigen beiden Fotos, die ich bei mir behalten hatte, waren auf dem Metalltisch der Gerichtsmedizin geschossen worden. Ich betrachtete die mit dem Skalpell aufgeschlitzten, ausgeweideten Torsi meiner Frau und meines Sohnes. Der Schmerz pochte stärker, ein Stich stieg mir vom Bauch bis in die Kehle, doch anders als sonst weinte ich nicht, der Gedanke an Beggiatos Krankheit hinderte mich daran. Dieses arme Arschloch dachte, ich sei zu einer »noblen Geste« imstande. Um verzeihen zu können, muss man Gefühle empfinden, ein Leben haben. Alles, was mir geblieben war, hielt ich hier in der Hand.

Früher hatte ich ein erfülltes und erfüllendes Leben gehabt. Ich war Vertreter für Markenweine, hatte eine Sekretärin und fuhr einen Mercedes. Ich hatte Frau und Kind. Freunde und Verwandte. Clara war eine schöne Frau. Ich hatte mich auf einem Fest in sie verliebt, zwei Jahre später heirateten wir. Ich liebte ihren Körper und ihre Lebensfreude. Drei Jahre später kam Enrico. Ein liebes, sorgloses Kind. Dreizehn gemeinsame Jahre. Dann waren Clara und Enrico Beggiato und seinem Komplizen begegnet, und alles war vorbei. Für sie und für mich auch.

An jenem Tag war ich gerade in einem Weinladen. Ich stellte einen der ersten im Barriquer ausgebauten Cabernet Sauvignons vor, da rief meine Sekretärin an.

»Silvano, fahr schnell ins Krankenhaus. Clara hat einen Unfall gehabt.«

Im Flur des Krankenhauses war zu viel Polizei für einen normalen Unfall. Ein Arzt sagte, ich solle mich beeilen, wenn ich Clara noch sehen wollte.

»Was ist denn passiert?«

Aufgeregte, sich überschlagende Stimmen sprudelten etwas von einem tragischen Unglück.

»Und wo ist mein Junge? Es geht ihm doch gut?«

Dank der mitleidigen Lüge eines Inspektors machte ich mir allein um Clara Sorgen, als ich das Zimmer auf der Intensivstation betrat. Als ich wieder herauskam, fragte ich mich, wie ich Enrico das Geschehene beibringen sollte. Erst da erfuhr ich die ganze Wahrheit. Ein Raubüberfall, zwei Tote, einer der Täter festgenommen, einer entkommen.

An all dieses bewahrte ich nur verschwommene Erinnerun-

gen. Zur Beerdigung kamen unglaublich viele Menschen. Endlose Umarmungen, Händedrucke, Trostworte.

Mein Foto ging zusammen mit denen von Clara, Enrico und ihrem Mörder durch sämtliche Zeitungen. In der Stadt konnte ich nirgendwohin gehen, ohne angehalten zu werden. Allen tat ich furchtbar leid. Mir war sofort klar, dass ich den Beruf wechseln musste. Wie sollte ich jetzt noch in einem Weinladen oder einem Restaurant meine teuren Weine anpreisen? Dazu musste man lächeln, Witzchen reißen oder Klatsch erzählen. Aber jetzt war ich nur noch der arme Kerl, dem sie Frau und Sohn erschossen hatten. Meine Kunden würden das nie wieder vergessen können und jedes meiner Worte daraufhin beurteilen. Aber die Arbeit war kein Problem, ich hatte genug gespart, um mich in Ruhe nach etwas anderem umzusehen.

Innerlich war ich restlos auf ein einziges Ziel konzentriert: Beggiatos Komplizen zu finden. Die Polizei hatte keinerlei Anhaltspunkt, wer es sein könnte, der Mörder hatte nicht gestanden. Die Vorstellung, dass dieser Komplize frei und ungestört herumlief, trieb mich buchstäblich in den Wahnsinn. Tagtäglich sprach ich bei der Polizei vor; der mit der Ermittlung beauftragte Kommissar Valiani schüttelte jedes Mal den Kopf, breitete die Arme aus und gab murmelnd Worthülsen von sich.

Ich beschloss, auf eigene Faust nachzuforschen, und beauftragte durch Vermittlung des Anwalts, der meine Zivilklage gegen Beggiato vertrat, einen privaten Ermittler, einen früheren Unteroffizier der Carabinieri, der mich einen Haufen Geld kostete, aber nichts zutage förderte, als dass der Mörder mit einer Prostituierten namens Giorgia Valente verkehrt hatte.

Ich wollte so tun, als sei ich irgendein Freier, aber sie erkannte mich sofort. Ohne Umschweife sagte sie, ich solle ihr nicht auf den Sack gehen. So ihre genauen Worte. Meine Drohung, ich würde ihren Namen an die Presse weitergeben, ließ sie andere Töne anschlagen. Sie sagte, sie wisse nichts von dem Überfall, Raffaello habe ihr nie etwas von seinen Plänen erzählt. Sie erklärte mir, unter Kriminellen gälten Huren als unzuverlässig. Raffaello hatte eine ganze Reihe von Bekannten, und sie gab mir eine Namensliste, die ich Kommissar Valiani aushändigte. Doch niemand davon schien an der Tat beteiligt gewesen zu sein.

Die Suche nach dem Komplizen half mir, mich nicht ganz und gar gehen zu lassen. Ich fürchtete den Tag, an dem ich mich der Realität würde stellen müssen. Freunde und Verwandte erstickten mich mit ihrer Fürsorge. Ich begann, den Kontakt zu ihnen zu meiden. Vor allem den zu meinen Eltern. Unter dem Vorwand, mir etwas zu essen zu bringen, tauchten sie so gut wie jeden Tag bei mir auf, in dem Haus, das noch von Claras und Enricos Gegenwart erfüllt war. Spätestens nach ein paar Minuten weinten sie, und ich konnte ihre Verzweiflung zusätzlich zu meiner kaum ertragen.

Ein knappes Jahr darauf fand der Prozess vorm Strafgerichtshof statt. Mein Anwalt versuchte mit Beggiatos neuem Verteidiger einen Handel: den Namen des Komplizen gegen die Unterstützung des zivilrechtlichen Nebenklägers für eine mildere Strafe. Nichts. Der Angeklagte war felsenfest entschlossen, sich gemäß der Moral der Unterwelt zu verhalten und auf diese Weise »lebenslänglich« zu kassieren. Beggiato trat in dunkelblauem Anzug und grellbunter Krawatte auf. Er

wandte den Blick kein einziges Mal zu mir. Ich hingegen ließ ihn nicht aus den Augen. Ein Dreißigjähriger wie so viele andere, ein ganz anderer Typ als die Kriminellen im Fernsehen. Er sah nicht aus wie einer, der aus dem Haus geht, sich eine Sturmhaube überzieht und einen Achtjährigen samt Mutter erschießt. Auf die Befragung antwortete er einsilbig. Der vorsitzende Richter forderte ihn sicher drei Mal auf, den Namen seines Komplizen zu nennen, er aber wiederholte nur immer wieder, das könne er nicht tun.

Der Staatsanwalt, zielstrebig und mitleidlos, beantragte die Höchststrafe. Ich sah, wie mehrere Schöffen ihm mit entschlossenem Nicken beipflichteten. Der Verteidiger beschränkte sich auf die Bitte, Milde walten zu lassen, mit dem einzigen Argument, eine lebenslängliche Haftstrafe sei in Hinblick auf die Resozialisierung des Angeklagten untauglich. Ein Haufen Scheiße, die ganze Stadt verlangte nach einem Exempel. In den Verhandlungspausen kamen die Journalisten zu mir und interviewten mich behutsam. Beggiatos Mutter, eine schlampig gekleidete, verzweifelte Frau, verjagte sie mit den übelsten Schimpfworten.

Bevor das Gericht sich zur Beratung zurückzog, gab der Angeklagte noch eine Erklärung ab. Zum x-ten Mal wiederholte er, die tödlichen Schüsse stammten nicht von ihm. Der beisitzende Richter zuckte mit den Schultern. Überflüssiges Gerede.

Als der vorsitzende Richter das Wort »lebenslänglich« aussprach, brach das Publikum im Saal in erleichterten Applaus aus. Beggiato war leichenblass, zuckte aber mit keiner Faser seines Leibes.

Am Ausgang des Gerichts trat eine Journalistin an mich heran. »Und jetzt, was machen Sie jetzt?«, fragte sie.

Ich hatte weder Lust noch Energie, wieder ins Leben zurückzukehren. Der Pfarrer hatte mir zugeredet, ich solle bei Gott Kraft schöpfen. Seine Ansprache bei der Beerdigung hatte mich vor Banalität fassungslos gemacht: Der Glaube hilft uns, die Trauer zu überwinden, und eines Tages kommen wir wieder zu uns im Angesicht Gottes, der uns die ganze Zeit geliebt und von droben im Himmel beobachtet hat. Amen. Ich hatte schon lange nichts mehr mit der Kirche zu tun, seit kurz nach dem Abitur. Nicht aus ideologischen Gründen oder nach wer weiß welchen inneren Kämpfen, sondern ganz einfach, weil mir die Religion immer fremd geblieben war. Es kam mir lächerlich vor, mich an ein höheres Wesen wenden zu sollen. Das war alles. Ein Cousin, Psychologe, riet mir, einen Spezialisten aufzusuchen, der mir helfen würde, die Trauer zu bewältigen. Alle, unterschiedslos alle, wollten, dass ich mir ein neues Leben aufbaute. Ich habe es nicht einmal versucht. Für mich waren das alles leere Worte, falsche Worte; mir fehlten die Mittel, dem Tod rational zu begegnen. Beim Glauben konnte ich keine Zuflucht nehmen, und die Psychoanalyse war mir genauso fremd wie die Kirche. Ich war Silvano Contin, Gatte und Vater von zwei Verbrechensopfern. Die Stadt, in der ich lebte, würde mir eine Rückkehr zu einem normalen Leben nie verzeihen. Freilich, ich hätte jederzeit woandershin ziehen und dort versuchen können, von vorn anzufangen. Niemand aber begriff, dass mein ganzes Leben von nun an in der dunklen Unermesslichkeit des Todes gefangen war. Wie hätte ich eine